



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

Kleine Erzählungen

Frei Gerlach, Franziska

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-145200>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Frei Gerlach, Franziska (2017). Kleine Erzählungen. In: Begemann, Christian; Giuriato, Davide. Stifter-Handbuch : Leben - Werk - Wirkung. Stuttgart: Springer, 121-124.



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
Main Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

Kleine Erzählungen

Frei Gerlach, Franziska

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-145200>

Veröffentlichte Version

Originally published at:

Frei Gerlach, Franziska (2017). Kleine Erzählungen. In: Begemann, Christian; Giuriato, Davide. Stifter-Handbuch : Leben - Werk - Wirkung. Stuttgart, 121-124.

ten seiner Kindheit« (ebd.) seine Herkunft nicht. Sein Bildungsweg hat ihn durch die Wissenschaften zu den Künsten und hier zur »Mahlerey« (ebd., 17) geführt, der er sein ganzes Streben widmet. Seine Charakterisierung als »sonderbares Gemisch von Mann und Weib, Stärke und Schwäche« (ebd., 15) wird abgeschlossen mit dem Bild einer Schichtung: »So geschichtet und gemischt, liegt das Materiale, woraus der künftige Mann werden soll« (ebd., 18).

Bei der Schilderung der wenigen, geheimnisvollen Bilder und Begebenheiten seiner Kindheit bricht das Manuskript ab und setzt mitten im Gespräch zwischen Julius und dessen Freund Raphael wieder ein. Dabei geht es um Maria, die engelsgleiche Tochter des Freiherrn von Wildenberg, die von Julius aus einer gefährlichen Situation gerettet worden ist. Julius will den Dank der Familie nicht annehmen, befürchtend, seine verborgene Liebe werde offenbar, »denn nimmer kann der unbekannte Fremdling um die Tochter des stolzen Freyherrn werben« (ebd., 21). So schickt er seinen Freund mit einer brieflichen Lüge vor. Doch seine Handschrift verrät ihn und der Freiherr selbst holt Julius auf das Schloss, wo er sich mit ihm über Reiten, Fechten und die aktuelle Französische Revolution unterhält. Soweit die erste Fassung, die auch berichtet, dass für Maria ohne ihr Wissen ein Bräutigam aus befreundetem italienischem Adel erwartet wird. Die späteren Bearbeitungen ersetzen Marias Reden durch Beschreibung, indem sie Julius' Bildungsweg zum Maler ausführen sowie Objekte und Erinnerungen präzisieren, die das Geheimnis seiner Herkunft bergen.

In diesem frühesten Erzähltext Stifters werden Themen erprobt, die in späteren Werken Kontinuität erlangen: Anlagen und Bildung des Menschen, dargelegt am Bildungsweg eines Jünglings zwischen Wissenschaft, bürgerlichem Amt und Künstlertum, am familiären wie räumlichen – Herkommen und der Beherbergung in einem adligen Anwesen mit idealer Tochter, an der Konstellation um Freundschaft und Liebe. Dahinter steht auch eine volksaufklärerische Intention (»der Menschheit als einen Spiegel vorlegen«, ebd., 12).

Neben offensichtlicher Verhaftung in romantischer Tradition weist eine Reihe poetischer Verfahren auf jene Suche nach formalen Korrespondenzen voraus, die Stifters Schreibgesetze prägen werden: die Modellierung von Erzählinhalten über Meteorologie, die – geologisch wie landschaftlich – präzise Beschreibung und v. a. Kartografierung des Gebirges als Parameter für eine semiotische und poetische Ordnung, die Auf-

wertung des Kleinsten durch das Motiv des Sandkorns, die räumliche Erzeugung von Realismuseffekten (»wie vor meinen Augen spielen zu sehen«, ebd.), die imaginierte psychische Schichtung, die in der Geologie ihr Analogon finden wird, die Entzündung der Schriftstelleridentität an einer Mentorfigur und deren Stil. Diesen, dann das Spätwerk bestimmenden, »so eigenthümlichen, so anziehenden, präzisen, höchst einfachen, und doch so unnachahmlichen Stile« (ebd.) beschreibt der Erstling als zwar verlorene Urschrift, nennt dafür aber ein verifizierbares Vergleichswerk, Johannes von Müllers *Geschichten der Schweizer* (1780). Geschichtsschreibung in der doppelten Notation als historisches und objektives Erzählen wird hier, »was den Stil, und die Art des Erzählens betrifft«, als bestimmendes Ideal konkret (ebd.).

Literatur

- Enzinger, Moriz: Adalbert Stifters Erstlingserzählung *Julius*. In: VASILO 3 (1954), 86–101.
 Hein, Alois Raimund: Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke [1904]. 2 Bde. Wien u. a. 1952.
 John, Johannes: Einige Bemerkungen zu einem »Work in Progress«. Zum momentanen Stand der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters. In: JASILO 11 (2004), 169–178.
 Petrikovits, Gerda von: Zu Adalbert Stifters Frühwerk *Julius*. In: VASILO 7 (1958), 55–64.
 Stapf, Paul: Jean Paul und Stifter. Berlin 1939.
 Stifter, Adalbert: *Julius*. Erstausgabe nach der Handschrift. Mit einer Einführung von Franz Hüller. Augsburg o. J. [1950].
 Stifter, Adalbert: *Julius*. Textkritische Edition und Nachwort von Kurt Gerhard Fischer. Linz 1965.

Franziska Frei Gerlach

7.2 Kleine Erzählungen

Die fünf kleinen Erzählungen *Zuversicht*, *Zwei Witwen*, *Die Barmherzigkeit*, *Zwei Parabeln* – d. i. *Der späte Pfennig* und *Tod einer Jungfrau* – sind zwischen 1843 und 1860 in Zeitschriften oder Anthologien erschienen und von Stifter selbst nicht in eine Erzählensammlung (*Studien*, *Bunte Steine*) aufgenommen worden. Sein Nachlassverwalter Johannes Arent hat sie in Bd. 4/2 der Werkausgabe von 1869 erstmals zusammen ediert, die PRA hat dies in Bd. 13/2 weitgehend übernommen. Insgesamt sind die Erzählungen kaum zur Kenntnis genommen worden. Die HKG ediert sie chronologisch und – soweit möglich – nach den Erstdrucken. Daran orientiert sich auch die folgende Darstellung. Inhaltlich verbindet die fünf Texte das Erzäh-

len vom Tod: von lebensbedrohlicher Krankheit und Grenzerfahrung, vom Tod des jungen, blühenden Lebens mit himmlischem Trost, aber auch von Verwandtenmord und Suizid als Todsünden.

»Der späte Pfenning. Eine Parabel«

Die formelhaft geschriebene Parabel ist Stifters Beitrag zu einem *Album aus Oesterreich ob der Enns*, das 1843 »zum Besten der durch den Brand am 26. Oktober 1841 verunglückten Bewohner von Spital am Pyhrn« herausgegeben worden ist (Eisenmeier 1964, 2). Stifter hat eine größere Arbeit schreiben wollen, ist aber, wie einem Titel-Zusatz zu entnehmen ist, »durch eine schwere Krankheit seiner Frau« daran gehindert worden und hat sich verspätet, sodass sein Text als Nachtrag erschienen ist (HKG 3/1, 35). Liefert die Brandkatastrophe, die auch die Stiftskirche getroffen hat, die inhaltliche, so die Schreibsituation des krankheitsbedingt »späten« und geringen, das Versprechen aber einlösenden Beitrags die poetologische Basis des Gleichnisses.

Die Erzählung verlegt die Botschaft ins Grundsätzliche und beginnt mit einer kulturellen Gründung: »Und es traten ihrer Etliche zusammen [...] ein Werk [zu] gründen«, die Wildnis zu roden und die Menschen sittlich zu machen durch »ein Haus des Herrn« (ebd., 37). Und wie nun alle etwas geben, um daran Teil zu haben, so verspricht auch ein armer, weitab lebender Mann seinen Beitrag. Durch den langen Weg und durch die schwere Krankheit kann er schließlich nur einen einzigen Pfenning zu dem fast fertigen Gotteshaus beisteuern, und dieser findet seine Bestimmung in einer noch fehlenden Glasscheibe. Nach »tausend und tausend Tagen« (ebd., 40) wiederholt sich die Geschichte, die Kirche ist niedergebrannt und wird als Gemeinschaftswerk wieder aufgebaut, und ein »armer Mann« (ebd.) in der Ferne gelobt seinen Beitrag. Da aber seine Frau schwer krank wird, vergehen Zeit und Geld bis auf einen letzten Pfenning, den er – ins Poetologische übersetzt – als »angelobte[s] Blatt« (ebd., 41) darbringt. Stellvertretend für den »Verfasser« (ebd., 35) ist der arme Mann getröstet, da sein »späte[r] Pfenning« (ebd.) als »Gold der Absicht« (ebd., 41) wertgeschätzt wird.

»Die Barmherzigkeit«

Die *Barmherzigkeit* ist erstmals 1845 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* erschienen und in den 1920er Jahren für pädagogisch

wertvoll erachtet worden, wie die Aufnahme in einen Erzählband für Schulkinder zeigt (vgl. Eisenmeier 1964, 3, 40). Die Erzählung handelt vom Mädchen Vita, das von einer schweren Krankheit genest und beim Übergang zur Gesundheit weint, weil es sich einer Sünde bewusst geworden ist: Vita hat Gott gebeten, »er möchte den großen Wagen weg thun,« der ihr so schwer »auf den Füßen gestanden ist« (HKG 3/1, 79). In Verbindung mit dem sprechenden Namen des Mädchens (*vita*, lat. für Leben) liegt es nahe, den »Wagen« symbolisch als Lebens- respektive Totenwagen zu verstehen. Die Apposition »groß«, die auf eine bedeutende Fahrt respektive im Sternbild des »großen Wagens« auf die kosmische Konstellation verweist, stützt diese existenzielle Lesart.

Den Wagen hat aber nicht Gott, sondern die Mutter entfernt, sodass Vita ihren Glauben an Gottes Barmherzigkeit und die Kraft des Gebets verloren hat. Die Mutter tröstet sie und erklärt ihr kindgerecht in mehreren Schritten, dass die Barmherzigkeit Gottes ist, er sie aber auch durch die Menschen ausübt. Für Vitas funktionalen Barmherzigkeitsglauben hat die Mutter nicht nur den Grund gelegt (»du hast gesagt, um was man den lieben Gott recht bittet, das thut er auch«, ebd.), sie bestätigt ihn auch, indem sie sich als die zu erkennen gibt, die im Auftrag Gottes den Wagen entfernt hat. Wird dieser als der wartende Leichenwagen gelesen, dann ist der Grat zwischen dem Menschen als Werkzeug Gottes und der Hybris des stellvertretenden Handelns (»als wäre Gott selber dagewesen«, ebd., 82) schmal: Denn was über das medizinisch und pflegerisch Menschenmögliche hinausgeht, darf sich der Mensch in Stifters Erzählwelt nicht anmaßen. Die *Barmherzigkeit* ist damit auch ein Aufruf zur erzieherischen Sorgfalt, »denn die Kinder glauben Alles, was die Eltern sagen« (ebd.).

»Zuversicht«

Wie Stifters Korrespondenz zu entnehmen ist, hatte er einen dreibändigen Roman über Maximilien Robespierre geplant, um mit »ernsteren und größeren Sachen« aufzutreten, von denen er sich »großes Aufsehen« versprach (Brief an Heckenast vom 17.7.1844, PRA 17, 124). Das Projekt ist nicht zustande gekommen, stattdessen hat Stifter eine kleine Fallanalyse über das Verhältnis von Anlage und Umwelt bei der Charakterbildung in der Französischen Revolution situiert. Die 1846 in der Anthologie *Moosrosen* veröffentlichte Novelle *Zuversicht* ist in der Forschung wiederholt als »Mitte« Stifter'schen Erzählens verstan-

den worden, von der her die anthropologische Frage im Gesamtwerk erschließbar sei (Eisenmeier 1964, 3; Baumann, 1968, 121; vgl. Neumann 2000). Kein Aufsatz verzichtet dabei auf die Zitierung der Formulierung von der »tigerartige[n] Anlage« des Menschen (HKG 3/1, 86; vgl. Zimmermann 2006, 56). Für seinen ursprünglichen Plan hat sich Stifter in die umfangreiche Memoiren- und Geschichtsliteratur über die Französische Revolution eingelesen. Als mögliche Intertexte für *Zuversicht* werden in der Forschung Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* und Eichendorffs *Schloß Dürande* genannt, naheliegend ist auch Therese Hubers *Familie Seldorf* (Neumann 2000, 165; Enzinger 1968, 29).

In der Rahmengeschichte wird in einer Salongesellschaft die Frage diskutiert, wieso gerade zur Zeit der Französischen Revolution so viele Menschen mit entsetzlichen Charakterzügen lebten. »Quellen« und »Thatsachen« dazu steuert ein junger Mann bei, »der sich das Studium der Revolution zur Lebensaufgabe gemacht haben mußte« (HKG 3/1, 85). Dagegen setzt ein alter Mann sein »unheimlich[es]« (ebd., 87) Wissen über die grundsätzliche Doppelnatur des Menschen: »[W]ir *Alle* haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben« (ebd., 86, Herv. i. O.), und verdanken es nur den Umständen, ob wir es mit »dem geweckten Tiger« (ebd.) zu tun bekommen oder nicht. Als »Beweis [s]eines Satzes« (ebd., 87) erzählt er die Geschichte »eines fürchterlich untergegangenen Hauses« (ebd.).

Als letzte eines Ardennischen Adelsgeschlechts leben ein Vater und sein Sohn in innigster Verbundenheit. Doch die Liebe des Sohnes zu einem bürgerlichen Mädchen führt zum Bruch, der Sohn wird nach Paris geschickt, wo er mitten in die Wirren der Französischen Revolution gerät und jeglicher Kontakt zu den Seinen unterbrochen ist. Unvermutet stehen sich Vater und Sohn in feindlichen Heeren gegenüber, der Vater reitet mit gezücktem Degen gegen den Sohn, dieser flieht, doch ein Graben hindert sein Weiterkommen, er erschießt mit der einen Pistole seinen Vater, mit der anderen sich selbst. Damit nicht genug, findet sich beim Greis ein Briefentwurf für ein Versöhnungsschreiben, vom »Blute seines eigenen Herzens befleckt« (ebd., 90). Angesichts des in der Erzählung offenbar gewordenen Wissens ist die titelgebende »*Zuversicht*«, solch grässlicher Dinge nie fähig zu sein, mit der sich die Menschen der Rahmengeschichte beruhigt zu Bett begeben, ein anthropologischer Fehlschluss: Stifters Titel impliziert seinen Gegensinn (vgl. Enzinger 1968, 26).

»Der Tod einer Jungfrau. Parabel«

Vom finalen Weg, die »tigerartige Anlage« (HKG 3/1, 86) nicht zu wecken, erzählt die 1847 im *Oesterreichischen Volksblatt für Verstand, Herz und Gute Laune* publizierte Parabel vom *Tod einer Jungfrau* (Eisenmeier 1964, 4). Noch nicht zwanzigjährig, stirbt eine blühende Jungfrau. Während das gelebte Leben in zwei Sätzen erzählt wird, weiß der Text viel über das Verpasste (»alle künftigen Jahre voll blühender Himmel«) und von ihren Eltern Erinnernte (»wie gut die Verstorbene war, wie sanft, wie liebeich«) zu sagen. Wie sich die Mutter »immer wieder und immer wieder« die »schmerzenreichsten Dinge« sagt, erscheint ihr im Zwielficht ein Engel, der sich als von der »Tochter gekommen« ausweist (HKG 3/1, 205 f.). Er tröstet die Mutter mit einer Umdeutung dieses Todes als »das schönste Loos« (ebd., 206): Da die Tochter jung gestorben ist, sind ihr »alle Dornenwege des Lebens« erspart geblieben (ebd.).

Schließt der Text in der iterativen Nennung von Engeln für Belange des Lebens und dem Hinweis auf eine mögliche Traumerscheinung eine metaphorische Lesart nicht aus, so legt er doch eine buchstäbliche nahe. Auf die Frage, wer er sei, antwortet der Engel: »Ich bin der Todesengel« (ebd., 208), und die Mutter versichert in wörtlicher Wiederholung: »Du bist der Todesengel« (ebd.). Literal bezeugt der Engel die Durchgängigkeit von Immanenz und Transzendenz und tröstet mit einem »Tropfen süßer Seligkeit von dem Himmel herab« (ebd., 209) die Hinterbliebene. Als Todesengel ist sein Erscheinen aber an den Tod geknüpft. Damit wird eine untergründige Übertragungslogik angestoßen: Erscheinen kann der Engel nur der Mutter, nicht den anderen. Wenn er die Mutter in biblischem Sprachgestus auffordert: »[G]ehe hin, und erzähle ihnen, was du gesehen hast, und sie werden getröstet werden« (ebd., 208), dann impliziert das, dass dieses Wissen nur im Tod weitergegeben werden kann. Der Text wird damit selbst zur guten Botschaft, da er sie im Erzählen öffentlich macht.

»Zwei Witwen«

Zwei Witwen ist in der HKG nach dem Zweitdruck von 1862 aus dem *Österreichischen illustrierten katholischen Volkskalender* ediert worden, da der Erstdruck (*Zwei Wittwen*) von 1860 (im selben Periodikum) nicht mehr zugänglich ist (John 2004, 170). Die volksaufklärerische Kalendergeschichte ist schematisch über die Struktur von Ähnlichkeit und Differenz organisiert

und zeigt die Folgen verzärtelnder und abhärtender Erziehung an einem getrennt aufwachsenden Geschwisterpaar (vgl. Pahmeier 2013). Der knappe Rahmen situiert das konkrete Beispiel allgemein als »eine sehr einfache Geschichte« (HKG 3/2, 15), welche sich »oft ereignet haben« (ebd.) mag, deren »Ende nicht immer fürchterlich, [...] doch nie erfreulich« ist (ebd., 21).

Zwei Witwen, Großmütter, teilen sich die Erziehung ihrer beiden gemeinsamen, verwaisten Enkelkinder. Während Ludmilla ihrem Enkel Otto jeden Wunsch gewährt, ihn »vor bösen Buben bewahrt« (ebd., 17) und keine Anstrengung zumutet, versagt Crescentia ihrer Enkelin Clara manches und hält sie zu Arbeit und Bescheidenheit an. Otto gerät schlecht, beendet keine Ausbildung, trinkt, spielt, bringt schließlich eine alte Frau aus Habgier fast um und begeht nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis Selbstmord. Clara hingegen entwickelt sich zur arbeitssamen und tugendhaften Frau, heiratet glücklich, führt ein gutes Leben und gibt ihre Erfahrung an die nächste Generation weiter. Die Antagonie von Bestrafung und Belohnung umfasst auch »die beiden guten und sehr achtbaren Großmütter« (ebd., 16), die beide aus Liebe und mit besten Absichten gehandelt haben: Ludmilla fährt als jammervolle Alte »in die Grube« (ebd., 20), Crescentia stirbt »im höchsten Alter mit Lächeln« (ebd., 21) im Kreis ihrer Nachkommen. Diese Drastik lässt sich nicht allein als Ergebnis der Umstände erklären, sie ist Folge der familiär gegebenen Anlage zu »heftiger Empfindung«, deren Ausbrechen zu verhindern wäre.

Literatur

- Baumann, Gerhart: Adalbert Stifter. Dichter der *Zuversicht*. In: Lothar Stiehm (Hg.): Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen. Heidelberg 1968, 121–138.
- Eisenmeier, Eduard: Adalbert Stifter Bibliographie. Linz 1964.
- Enzinger, Moriz: Adalbert Stifters Erzählung *Zuversicht*. In: VASILO 17 (1968), 21–32.
- John, Johannes: Einige Bemerkungen zu einem »Work in Progress«. Zum momentanen Stand der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters. In: JASILO 11 (2004), 169–178.
- Neumann, Gerhard: *Zuversicht*. Adalbert Stifters Schicksalskonzept zwischen Novellistik und Autobiographie. In: Walter Hettche u. a. (Hg.): Stifter-Studien. Tübingen 2000, 163–187.
- Pahmeier, Markus: Die Sicherheit der Obstbaumzeilen. Adalbert Stifters literarische Volksaufklärungsrezeption. Heidelberg 2014 (zu *Zwei Witwen* 102–104).
- Zimmermann, Christian von: Biographische Anthropologie. Berlin/New York 2006 (zu *Zuversicht* 54–83).

Franziska Frei Gerlach

7.3 »Die drei Schmiede ihres Schicksals«

Entstehung und Inhalt

Die Erzählung entstand in der zweiten Hälfte des Jahres 1843 und wurde im Januar 1844 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* publiziert. Obwohl Stifter eine Publikation im vierten Band der *Studien* erwogen (an Heckenast, 17.7.1844, PRA 17, 123) und möglicherweise auch später noch einmal an eine Überarbeitung gedacht hatte (an Heckenast, 16.12.1857, PRA 19, 80), wurde der Text in keine von Stifters großen Erzählsammlungen aufgenommen. Der daraus zu erschießenden eher geringeren Wertschätzung des Textes durch den Autor entspricht die Tatsache, dass die Forschung kaum Notiz von ihm genommen hat. Das mag daran liegen, dass die Erzählung in mancher Hinsicht einen Ausnahmefall in Stifters Werk darstellt. Thematisch ähnelt sie zwar den Erzählungen um »Narren«, d. h. sozial unangepasste subjektivistische Außenseiter, ihre Heilung und Sozialisierung in den *Studien*. Ungewöhnlich ist aber schon, dass sie zu den ganz wenigen humoristisch bzw. ironisch angelegten Texten Stifters zählt (vgl. Berendes 2009, 129–149). Vor allem jedoch fällt die nachgerade tiefenpsychologische Auseinandersetzung mit dem Thema der Verdrängung und der Rolle des Unbewussten aus dem Rahmen (Begemann 2011). Es findet sich kaum Vergleichbares bei Stifter, und dieser Ansatz ist seinem späteren Figuren- und Erzählkonzept nicht mehr integrierbar.

Die Erzählung schließt thematisch an verschiedene Prätexte an. Konkret wären Ludwig Tiecks Erzählung *Schicksal*, Goethes *Lehrjahre* (I, 17) oder Carl Wilhelm Kochs Drama *Das Gespenst* zu nennen (vgl. PRA 13, XIII–XX), ganz allgemein aber auch die Konjunktur des Schicksalsdramas seit der Romantik. Der Text setzt mit einem Rahmendisput über die Echtheit und die Implikationen des wohl auf den Konsul Appius Claudius Caecus zurückgehenden Spruches »Quilibet fortunae suae faber est« (»Jeder ist seines Glückes Schmied«, HKG 3/1, 45) ein, der einen »Schalk« dazu veranlasst, eine Geschichte zu erzählen, die eine Art Probe aufs Exempel bieten soll. Erwin und Leander, zwei wohlhabende junge Leute, hegen den Plan, ihr »Schicksal« in völliger Autonomie zu schmieden und sich gegen alle »Zufälle« zu immunisieren. Den Weg dorthin sollen körperliche Abhärtung und ein praktischer Stoizismus ebnen, ein Lebensprojekt, dessen Umsetzung seinen Protagonisten ausgesprochen schrullige Züge verleiht. Während Leander in der Folge auf Reisen geht, optimiert Erwin seine Güter in